



LULLABY OF BROADWAY

Das war eindeutig ein magischer Moment, einer dieser wenigen Augenblicke im Leben, bei denen man leider erst rückblickend versteht, wie wunderbar bedeutsam und unvergleichlich sie waren – und zwar für ausnahmslos jeden, der dabei war. Auf Jahrzehnte hinaus würden uns die Menschen von diesem einen Abend berichten und davon, wie viel er für sie bedeutet hat. Paare, die sich hier und heute kennenlernen sollten, würden sich verlieben, Kinder bekommen und uns bitten, auf ihren Hochzeiten zu spielen. Auch zwanzig Jahre später würden wir reihenweise Einladungen zu runden Geburtstagen von Menschen erhalten, die mit unserer Hilfe und mit der Zauberkraft der Musik nur einmal noch diesen Moment, diese Stimmung, dieses Gefühl wieder aufleben lassen wollten. Es würde nie wieder so werden wie heute. Doch davon wussten wir nichts – und das war sicher gut so, sonst wäre es womöglich niemals so gekommen.

Wir standen schweigend auf der Aussichtsplattform des Uniriesen, ließen uns den Wind um die Nase pfeifen und den Blick über das Panorama von Leipzig schweifen. Natalie stützte ihre Ellenbogen auf die breite, vernietete

Metalleinfassung der Brüstung und den Kopf auf ihre Hände. Sven stand daneben, hatte die Arme verschränkt und ebenfalls auf das mächtige Geländer gelehnt. Sie sahen ein bisschen aus wie kleine Kinder, wie sie da stauend und mit offenen Mündern die Magie des Moments aufaugten. Leipzig war gehüllt in eine tiefblaue, nächtliche Decke, verziert mit einigen wenigen silbrig-weißen Wölkchen. Behutsam durchzog leuchtendes Leben aus Straßenlaternen, Frontscheinwerfern und Fahrradlampen vereinzelt die Adern der Stadt. Unser Blick reichte mühelos von der südwestlichen Ecke des Innenstadtrings mit dem Neuen Rathaus und dem Reichsgerichtsgebäude bis zum Hotel InterContinental westlich vom Hauptbahnhof, das früher Merkur geheißen hatte und später Westin heißen und Schauplatz unrühmlicher Ereignisse rund um den Sänger Gil Ofarim und eine Kette mit Davidstern werden würde. Unweigerlich musste ich an die Szenen denken, die sich hier vor ein paar Jahren abgespielt hatten. Gellende Pfiffe, euphorisches Klatschen, »Wir sind das Volk!«- und »Wir bleiben hier!«-Sprechchöre, die sich so dicht mit »Freie Wahlen!«- und »Gorbi, Gorbi!«-Rufen verwoben, dass sie nicht mehr separat zu verstehen waren. Und immer lauter: »Deutschland, einig Vaterland!« In euphorischen Pulks waren die Menschen damals über den Ring rund um die Leipziger Innenstadt gezogen. Der Nachdruck, mit dem sie ihre Parolen vortrugen, machte eines deutlich: Etwas musste sich verändern. Egal welche Zeit die Glockenmänner auf dem Kroch-Hochhaus auch schlagen würden, diese Menschen würden sich hier nicht fortbewegen. Die Gedanken würden nicht einfach aus ihren Köpfen verschwinden. Ich war damals fünfzehn Jahre alt gewesen und ab und an auch mitgelaufen. So

richtig konnte ich allerdings gar nicht verstehen, was da eigentlich vor sich ging. Aufgewachsen in einem behüteten, einfach zu verstehenden und gut strukturierten Umfeld, in dem ich gern auch bleiben wollte, verstand ich doch so langsam, dass hier so einiges nicht mit rechten Dingen zuging. Ich demonstrierte, um für etwas einzustehen, fürs Hierbleiben, fürs Umgestalten, in erster Linie aber um mein Mädchen zu beeindrucken und mich ab und an mit ihr knutschend in einem Hauseingang zu verschanzen. Über einen möglichen Schießbefehl diskutierten wir eher abstrakt in der Schule. In erster Linie habe ich in diesen Tagen das volle Leben gespürt.

Hinze, der sich lautlos genähert hatte, tippte mir von hinten auf die Schulter. Er riss mich aus meinen Wende-Gedanken: »Geht los!« Mir wurde kurz schwindlig, immerhin standen wir auf der Aussichtsplattform des höchsten Gebäudes und gleichzeitig eines der wichtigsten Wahrzeichen unserer Stadt – ungefähr 120 Meter über dem Erdboden. Der Uniriese, liebevoll auch »Weisheitszahn« genannt, ist mitsamt Antenne sogar 155 Meter hoch. Ganz oben im »Roten Salon« des Hochhausrestaurants hatte sich heute alles versammelt, was in Leipzig Rang und Namen hatte, zur großen Abschiedsparty aus Anlass des Auszugs der Universität aus den Räumlichkeiten des Wolkenkratzers. Hier und heute kochten wir die Crème de la Crème der Heldenstadt. Der Rahmen dazu war perfekt gewählt – hoch über den Dächern der Stadt, schwere, weinrote Samtvorhänge, mondänes Mobiliar, gedämpftes Licht. Stefan Kanis drehte skurrile Schlager und Easy Listening-Perlen längst vergangener Zeiten aus seinen Vinyl-Schallplatten, was den Esprit von Tanz- und Gesellschaftsabenden wieder aufleben ließ, bei denen es noch gar

keine Schallplattenunterhalter gegeben hatte. Vor der Toilette hatte sich die stadtbekannte »Singende Klofrau« postiert. Ihr Kultstatus basierte auf der Tatsache, dass sie neben ihren launigen, manchmal etwas ruppigen Bemerkungen auch jede Menge tolle Chansons auf dem Kasten hatte. »Sanitärerertainment« nannte sich das. Sie kombinierte eine weiße Kittelschürze, die etwas über ihren Kurven spannte, mit einer hellbraunen Strickjacke. Dazu trug sie hautfarbene Feinstrumpfhosen und Turnschuhe. Ausnahmslos jeder musste an diesem Abend mindestens einmal an ihr vorbei und konnte somit Opfer ihrer spitzen Zunge werden – prominent oder nicht. Rückblickend betrachtet muss ich mich wundern, dass nicht auch noch der kultige Eisverkäufer aus dem Regina-Kino durch die Räume wandelte und mit etwas anzüglichem Unterton Nogger oder Flutschfinger feilbot: »Hemmungsloser Eisgenuss bei totaler Hingabe – etwas Eiskonfekt mit aphrodisierender Wirkung oder eine erotische Fruchtzunge?«

Wir eröffneten den Abend mit »Lullaby of Broadway« in einer A-cappella-Version. Besser als mit diesem Lied über das Nachtleben am Broadway und seine Bewohner, die bis in die frühen Morgenstunden keinen Schlaf finden, hätten wir die elektrisierende Stimmung des Abends nicht einfangen können.

»Come on along and listen to
The lullaby of Broadway ...
The band begins to jam a tune
And everyone goes crazy«

Wir sangen den Song angelehnt an die Version aus der Muppet-Show, in der eine Herde in Bärenfell-Anoraks gehüllte Hausschweine den Klassiker aus dem Jahre 1935

beim Eisangeln auf einer antarktischen Eisscholle trällert, anmoderiert von Kermit, dem Frosch als » ... traditionelles Schlaflied aus der Folk-Musik der nordamerikanischen Eskimos«. Die Satzgesänge saßen und die Nummer hatte den nötigen Drive, um alle Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen. In die gleiche Kerbe schlug dann, allerdings um einiges rockiger, »Under the moon of love«. Im Original wurde das Lied von Curtis Lee in den späten sechziger Jahren aufgenommen. Wir aber zogen das Tempo etwas an – wie schon Showaddywaddy in ihrer erfolgreichen Adaption aus den Siebzigern. Wann immer der Refrain mit »Come on little darlin' take my hand ... « ausklang, holte ich tief Luft und hielt den letzten Ton, solange ich nur konnte, während die anderen Terzen darüber schichteten bis in schwindelerregende Höhen. Und ich konnte das lange, sehr lange. Der Beat setzte aus, das Lied kam komplett zum Stehen, die ganze Welt drehte sich angezogen von diesem einen hypnotischen, meditativen Ton rasend schnell um den Weisheitszahn. Die Lichter der Stadt spannen dabei kreisrunde goldgelbe Fäden durch die Nacht und wickelten uns ein. Eine Kamera fuhr rasant aus dem Himmel auf mich zu, durch die Scheiben der Fenster, die samtrotten Vorhänge wegwehend, über die Köpfe des Publikums hinweg auf die Bühne zu und fokussierte mich. Nahaufnahme von meinem Gesicht, jetzt waren nur noch meine Lippen zu sehen, schließlich verschwand das Objektiv gänzlich im Inneren meines Mundes und kam erst kurz vor meinem Zäpfchen abrupt zum Stehen. Als ich verstummte, wurde es für einen Sekundenbruchteil ganz still und die Welt kam komplett zum Stillstand, dann atmete ich tief und hörbar ein. Rasend schnell sprang alles wieder in die Realität. Die Kamera wurde an den gol-

denen Fäden zurück an ihre Ausgangsposition gezogen, irgendwo gleich neben dem Mond, wie von Schnipsgummis. Ich lächelte. Dieser Abend war ein Hollywood-Märchen und ich war gerade der Hauptdarsteller.

Auch für das heutige Konzert hatten wir uns wieder etwas Besonderes ausgedacht. Zwei Schüsseln mit Losen hatten wir vorbereitet. In einer fanden sich unsere Namen, in einer anderen die Titel der Songs, die für heute Abend auf der Setlist standen. Felix bat einen Vertreter aus dem Publikum zu sich auf die Bühne und ließ den Zufall die Besetzung für das nächste Lied bestimmen. Ich wurde an die Bassgitarre beordert, was für mich in Ordnung ging. Frolo musste hinter das Schlagzeug. Das allerdings könnte ein Problem werden, denn mit seinem Rhythmusgefühl war es nicht zum allerbesten bestellt und überhaupt erfordert dieses Instrument speziell vom ungeübten Spieler ein Höchstmaß an Körperkoordination. Mirko sollte Gitarre spielen, damit dürfte er wohl keine allzu großen Schwierigkeiten haben. Natalie verschlug es ans Keyboard, glücklicherweise wurde das zweite Tasteninstrument Maria zugeteilt, die den Laden schon irgendwie zusammenhalten würde. Spannend war vor allem, wer das zufällig ausgewählte nächste Lied singen würde. Das Losglück fiel auf Sven. Ich kreuzte die Finger hinter meinem Rücken: »Bitte lass es ‚Stand by me‘ sein.« Die Chance, dass ausgerechnet das eine Lied gezogen werden würde, das Sven in seiner Rolle als Søren sowieso sang, ging gegen null. Die Wahl fiel schließlich auf »Sag ja zu mir«. »Zumindest eine langsame Ballade«, dachte ich bei mir. Das würde sowohl Sven als auch Frolo und eigentlich uns allen zupasskommen. Für die Anmoderation spulten wir das Programm ab, mit dem Søren, unser dänischer Schlag-

zeuger, immer ans Gesangsmikrofon gebeten wurde. Felix offenbarte, dass Søren noch Single sei, was stets für freudiges Raunen vor allem unter den weiblichen Fans im Publikum sorgte, so auch heute. Seine Telefonnummer wäre nach dem Konzert für einen kleinen Obolus beim Moderator für interessierte Damen abholbereit. Einziger Wermutstropfen sei, dass Søren kein Wort Deutsch spreche, aber da würde man schon irgendwie eine gemeinsame Basis für die Verständigung finden, knick-knack. Anschließend versuchten wir mit vereinten Kräften, in radebrechendem Dänisch, Søren die Situation zu erklären und ihn an die Bühnenfront zu lotsen: »Søren, kømmske mål vør? Sångske små, lille Liede!« Søren, der nicht nur süß und schüchtern, sondern leider auch ziemlich schwer von Kapee war, brauchte einige Zeit, um zu verstehen, was wir von ihm wollten, übergab dann aber eilfertig seine Drumsticks an Frolo, der mit angstgeweiteten Augen hinter der »Schießbude« Platz nahm. Søren trat ans Mikrofon und begrüßte das Publikum mit einem einfachen »Dank« und der Ankündigung »Sångske små, lille Liede! :Sag ja zu mir!«. Dann ging es auch schon los: rein ins eiskalte Wasser, langsam gemeinsam reinfinden, einschwingen und durchkämpfen. Wir waren hellwach, denn natürlich hatten wir dieses Lied in dieser Konstellation noch nie gespielt. Wie erhofft, gab Maria uns Halt und dem Song Struktur. Um ihre sicheren Akkorde herum konnte ich mit den Grundtönen am Bass so viel Fundament schaffen, dass ich zumindest keine falschen Töne spielte. Frolo fand an meinen stoischen Pfundnoten etwas Orientierung für sein Schlagzeugspiel, das im Übrigen überhaupt nicht zaghaft, sondern eher übertrieben ambitioniert war. Der haute richtig rein und ein paarmal auch rich-

tig daneben. Mirko machte erwartungsgemäß eine gute Figur und konnte sogar einige Melodie-Linien und Fills auf Marias Klavierspiel legen. Sven beherrschte überraschenderweise den kompletten Text in- und auswendig, was mich doch ziemlich erstaunte. Er schien Natalie sehr aufmerksam zugehört zu haben. Hinze war am Background-Gesang eine Bank und Frau Schwamm hatte den Part sowieso intus. Alles in allem stolperten wir etwas wacklig, aber ohne unser Gesicht zu verlieren halbwegs erfolgreich durch die Nummer. Diese wahnsinnige Aktion haben wir trotzdem später nie wiederholt. Das hätte auch ins Auge gehen können.

Als Frolo »My Way« singen sollte, hatten wir für ihn einen besonderen Auftritt geplant, zu dem uns unser Konzert auf der Parkbühne des Geysershaus im Sommer inspiriert hatte. An diesem Tag war es Frolo so schlecht gegangen – ursächlich war vermutlich eine Mischung aus Kreislaufbeschwerden und Alkohol – dass wir den Auftritt ohne ihn spielen mussten, während er krei-
debleich im Backstage lag. Nur für diesen einen Song holten wir ihn aber doch auf die Bühne, indem wir ihn auf einen Stuhl setzten, Hinze rechts und ich links unterfassten und das Möbel mitsamt Frolo bis vor das Mikrofon trugen. Dort sang er die Nummer mit solcher Inbrunst und Verzweiflung, da hätten sich sowohl Frank Sinatra als auch Komponist Claude François, der das Lied Mitte der Sechziger Jahre selbst in der französischen Originalfassung »Comme d’habitude« gesungen hatte, noch eine Scheibe abschneiden können. Man hätte tatsächlich glauben können, sein letztes Stündlein hätte geschlagen und der Schnitter stünde mit gewetzter Sense schon hinter seinem Stuhl, um ihn hier und jetzt auf dieser Bühne aus dem Leben zu mähen. Genau so

machten wir es heute auch und waren in der Lage, den gewünschten Effekt abermals hervorzurufen. Selten klang ein Lied auf unseren Konzerten größer, ernster, bedeutender.

Wir spielten bis tief in die Nacht. Heute noch sehe ich Damien Diaz, der zu dieser Zeit Solist am Leipziger Ballett war, beseelt vor dem Leipziger Nachthimmel mit feingliedrigen Bewegungen zu unserer Musik tanzen, ganz allein und entrückt inmitten all dieser schönen Menschen. Ein richtiges Märchen eben. Und wenn sie nicht gestorben sind, so tanzen sie noch heute.